

DUDEN - BEITRÄGE  
zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik  
und des Stils

---

*Herausgegeben von der Dudenredaktion  
Unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe*

HEFT 29



IM DUDENVERLAG  
DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM

# Und dennoch Sprachrichtigkeit

Von Professor Dr. Gerhard Storz

Kultusminister a. D.

Rede anlässlich der feierlichen Überreichung  
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim  
durch den Herrn Oberbürgermeister am 13. März 1966



IM DUDENVERLAG  
DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM

**Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke  
des Bibliographischen Instituts  
als Warenzeichen eingetragen**

**Alle Rechte vorbehalten**

**Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages**

**© Bibliographisches Institut AG · Mannheim 1966**

**Gesamtherstellung: Zehnersche Buchdruckerei, Speyer**

**Umschlagentwurf von Hans Hug, Stuttgart**

**Printed in Germany**

## ZUM GELEIT

Der Gemeinderat der Stadt Mannheim hat am 14. Dezember 1965 beschlossen,

### GERHARD STORZ

den Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim zu verleihen.

Den Staatsmann, Pädagogen, Künstler und Gelehrten, Kultusminister a. D. Prof. Dr. Gerhard Storz, hat jede seiner Tätigkeiten zum Nachdenken über die Sprache und zum Beobachten ihres sittlichen Zustandes gezwungen. Seine zähe und zuversichtliche Beschäftigung mit der Sprache, kritisch stets und beispielhaft, ist der Ausdruck der klassischen politischen Auffassung der Sprache als eines Spiegels moralischer Qualitäten derer, die sie sprechen. Sprachempfindlichkeit und Sprachfertigkeit sind beide dem Übersetzer und Germanisten Gerhard Storz in so glücklicher Weise eigen, daß er, in allen seinen Ämtern erkennend und handelnd, die deutsche Sprache so wirksam für die Sprachgemeinschaft pflegen konnte. In seinem Werk ergänzen sich der Sinn für das richtige Wort und die Gabe zum schönen Wort, der Grammatiker und der Autor. In seiner Person, dem großen und späten Repräsentanten einer geistigen Bewegung, die Philologie, Kunst, Sittlichkeit und Politik in klassischer Einheit verbindet, ehren wir einen wahren Humanisten.



Dr. jur. Hans Reschke  
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

## Und dennoch Sprachrichtigkeit

[The following text is extremely blurry and illegible. It appears to be a long paragraph of text, possibly a chapter or section of a book, but the content cannot be transcribed accurately.]

Verehrte, festliche Versammlung!

Beginnen möchte ich mit ehrlichem und freudigem Dank – an die Stadt Mannheim, die mir lang vertraute und werte, an das Kollegium, auf dessen Vorschlag mir der Konrad-Duden-Preis für 1966 zuerkannt worden ist. Wenn ich für diese Rede einen Gegenstand angekündigt habe, dem das Wirken Konrad Dudens gewidmet war, so leitete mich dabei auch die Absicht, über meine eigene Beschäftigung mit der deutschen Sprache, mit Sprache überhaupt, wieder einmal und diesmal gar öffentlich nachzudenken. Über diese Ankündigung brauchen Sie, meine verehrten Zuhörer, nicht zu erschrecken. Denn die Festlichkeit dieser Stunde ist mir zu deutlich bewußt, als daß ich mir die rücksichtslose Ausdehnung eines Monologes in eigener Sache zu erlauben wagte. Andererseits erbitte ich mir Ihre Nachsicht für gedrängte und fast allzusehr vereinfachte Fassung, die, auch das bitte ich zu entschuldigen, so gesellig nicht ist, wie ich es gerade Ihrem Kreis gegenüber wünschte.

In eigener Sache – das bedeutet im Falle der Sprache freilich eine der allgemeinsten Sachen, die es gibt, jedermann zu eigen und vertraut wie der Gebrauch der fünf Sinne. Aber um dieses so allgemeinmenschliche und zugleich so eigentümlich menschliche Phänomen hat es eine höchst verwickelte Bewandnis: Das Einzelne, ja das ganz und gar Vereinzelte hängt mit einem Ganzen zusammen. Dieses Ganze aber wird wiederum nur von der konkreten Einzelheit hersichtbar. Der Sprachforscher sieht sich darum genötigt, immer aufs neue zu trennen und auseinanderzuhalten, was als Ganzes erfahren wird, beispielsweise die Sprache und das Sprechen, das Sprechen und das Hören, das Wort und den Laut, die Bedeutung und das Lautzeichen. Das also Unterschiedene muß er indessen immer

wieder zu dem einen, fast unbegreiflichen Akt zusammen sehen, der aus dem innen Gemeinten das Geäußerte, aus dem Hindeuten das Verstehen, aus etwas Leiblichem ein Geistiges zuwege bringt. Dieses Bemühen, abzuteilen und wieder zusammzusetzen macht, wo immer es ansetzt, – bei der Lautgestalt oder bei der Bedeutungsentwicklung, – allenthalben Zusammenhang offenbar, Strukturen ebenso dichter wie verzweigter Art sichtbar. Diese Strukturen sind zugleich solche des menschlichen Geistes. Deshalb ist im Felde der Sprachwissenschaft der empirisch verfahrenende Spezialist der Philosophie näher, als der Spezialist in anderen Wissenschaftsfächern. Wie merkwürdig erscheint angesichts dieser, so verwickelten Beschaffenheit der Sprache der Versuch, den Sprachzusammenhang zu mathematisieren und den also programmierten der elektronischen Datenverarbeitung zu übergeben, um dem Menschen durch maschinelle Apparatur gewisse Aufgaben, beispielsweise das Übersetzen, abzunehmen. In diesem Bemühen offenbart sich eine triumphale Höhe mathematischen und technischen Vermögens. Aber in seiner Größe steckt wohl auch eine Versuchung, diese nämlich, gewisse Grenzen, in diesem Falle das Wesen der Sache, zu übersehen, auf die man sich eingelassen hat. Denn die Absicht, Sprache für elektronische Anlagen zu programmieren, geht offensichtlich von der Annahme aus, das Verfügen des Menschen über die Sprache gleiche der Handhabung eines Instrumentes und sei deshalb von einliniger und eindeutiger Art. In Wahrheit steckt aber im Sprachvermögen eine unaufhörliche Dialektik: Gewiß – der Mensch verfügt über die Sprache, aber zugleich verfügt die Sprache über den Menschen. Denn Sprache ist eben mehr als nur „Nachricht“ oder „Information“ oder altertümlicher gesagt, „Kundgabe“. Ausgedehnte und vielfältige Forschung hat uns gezeigt, daß Sprache sich nicht auf Kommunikation beschränkt. Dadurch wird eine sehr alte Meinung widerlegt, die noch die Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts hatten und deshalb, auch schon sie, an Sprachmaschinen dachten. Es ist nun einmal nicht so, daß der Mensch zuerst denkt und dann, nach Beendigung seines Denkens, spricht, um das Gedachte mitzuteilen. Er denkt vielmehr schon in der Sprache, vermöge eines inneren Sprechens. Das stumme Sprechen in ihm spricht

sich, geleitet von bestimmten, jeder Sprache anders zu Grunde liegenden Bahnen, sozusagen ins Reine: Das heißt Denken. So hat denn der Mensch weder eine Sache, noch sich selbst unmittelbar, sondern nur in dem Medium oder in der Rückspiegelung durch die Sprache: Sprechen bedeutet im einzelnen Menschen eine unendliche Reihe von Reflexionsakten. In ihnen konstituiert er sich und sein In-der-Welt-sein immer aufs neue. Diese Reflexion wird von verschiedenen Menschen verschieden vollzogen: Aus dem Sprachvorrat, der dem Einzelnen innewohnt, trifft er seine Auswahl an Wörtern und Verknüpfungsweisen. Dabei wird der Wählende bestimmt durch Helligkeit oder Dämmerigkeit seiner Vorstellungen, durch die Art und den Grad seiner Gefühlsbeteiligung, durch die Stärke oder Schwäche seines Gedächtnisses, endlich durch die Ausdauer oder Ungeduld beim Akt des Vergleichens und Wählens. Deshalb teilt der einzelne nicht nur seine Meinung mit, sondern zugleich noch etwas, was er nicht meint und nicht weiß, nämlich sich selbst, seine Person, abgespiegelt nach jenen Stärken und Schwächen, von denen soeben die Rede war. Neben der Sachmitteilung läuft, gleichsam wie blossere Schrift zwischen den Zeilen eines Briefes, ungewollte und ungemerkte Selbstdarstellung her. Sie ist dem Duktus der schreibenden Hand, der unbewußten Gestik und Haltung des Körpers vergleichbar. Allerdings regt sich jene ungewollte Selbstdarstellung in der Sprache näher beim geistigen Kern der Person, als jene anderen Ausdrucksbewegungen, denen man so lange schon Aufmerksamkeit zuwendet, wie dies beispielsweise die Graphologie tut. Der Sprachgebrauch des einzelnen Menschen hat also ohne Zweifel physiognomischen Sinn. Zweifelhaft ist allein die Bestimmung des physiognomischen Anzeigens im einzelnen Fall, also die Deutung des Ausdruckes, der von einem Sprachzeugnis ausgeht. Sie hat aber schon ihre Geschichte und Methode, angefangen von dem Bemühen der griechischen und römischen Grammatiker und fortgesetzt von Literaturhistorikern, Poetologen, Phonologen bis auf den heutigen Tag: Stilforschung nennt man diese Disziplin. Sie bezog und bezieht sich freilich allermeist auf literarische Texte aus vergangener Zeit. Aber sie muß sich gewiß auch auf nichtliterarische Sprachzeugnisse aus der jeweiligen Gegenwart anwen-

den lassen. Das ist in der Tat auch geschehen. Den sichtbarsten Vorgang hat Karl Kraus geliefert, Theodor Häcker ist ihm gefolgt. Lag es allein an der Absicht der beiden Moralisten und an ihrem polemischen Temperament, daß sich mit ihrer Ausdrucksdeutung ein normatives Urteil unter dem Gesichtspunkt der Sprachrichtigkeit verband? Oder steckt bereits in der Zuwendung zu zeitgenössischen Texten, zum Sprachgebrauch eines anonymen Kollektivs, also „der Leute“ oder des „man“ – steckt schon in diesem Objekt der Zwang, die Ausdrucksdeutung unter das Kriterium der Sprachrichtigkeit zu rücken? Eine offene Frage, die sich der Mitautor am „Wörterbuch des Unmenschen“ ernstlich stellt. Zweifellos reagiert die Sprachempfindlichkeit gegenüber zeitgenössischem Sprachgebrauch rascher und stärker auf Abweichungen von der Sprachrichtigkeit, als gegenüber älteren Sprachzeugnissen. Diese Beobachtung führt zu der Frage, ob denn das Bewußtsein der Sprachrichtigkeit nicht überhaupt aus der Zugehörigkeit zu einer jeweiligen Sprachgegenwart stamme. Darauf soll indessen erst später geantwortet werden. Jedenfalls gleicht für die sprachphysiognomische Betrachtung das Falsche dem Kranken in der Sicht des Pathologen: für diesen werden am Krankhaften der Zusammenhang, das Funktionieren, die Bedingtheit des Organischen, die Individualität einer Konstitution deutlicher sichtbar, als am Gesunden oder Normalen. Die Verschiedenheit der beiden Betrachtungsweisen, der Ausdrucksdeutung und der Feststellung von Sprachrichtigkeit, erhellt aber auch an ihren Konsequenzen für die Sprachpraxis: Das Falsche liegt immer in einem Teilbereich eines sonst richtigen Sprachzusammenhanges, es ist also punktueller Art und deshalb, Belehrung und Einsicht vorausgesetzt, abstellbar. Hingegen der mißliche Ausdruck, das unvortheilhafte Erscheinen, die von einem Sprachzeugnis ausgehen, wären, wenn überhaupt, nur von der geistigen Konstitution des Urhebers her zum Günstigen wandelbar. Denn hier ist die ganze Person im Spiel. Daran wird freilich auch offenbar, daß sich Ausdrucksdeutung, wiewohl ein wesentlich beschreibendes Unternehmen, des Wertens doch nicht enthalten kann. Der Gesichtspunkt dafür liegt aber eher im Moralischen, als im Ästhetischen.

Auch mit der Sprachrichtigkeit wurde Wertung, und zwar mit Entschiedenheit, verbunden: Das Bemühen um richtigen Sprachgebrauch sei ein letztlich moralisches Verhalten. Dieses Urteil, – dem ich offen gestanden seit langem zuneige, – führt uns zu der vorhin flüchtig gestellten Frage nach der Herkunft des Unterscheidens eines richtigen von einem falschen Sprachgebrauch zurück. In der Tat: Die Feststellung der Sprachrichtigkeit bezieht sich nicht nur auf einen jeweils zeitgenössischen Sprachstand, sie entspringt auch aus ihm, wohlgemerkt nicht aus ihm allein. Nur der Zugehörigkeit zur Sprachgegenwart ist ein Urteil über richtigen oder falschen Gebrauch möglich. Drückt sich also im Feststellen von richtig und falsch nichts anderes, nicht mehr aus als eben Gewöhnung? Man könnte denn folgern: Je langsamer sich Sprachentwicklung und Sprachveränderung vollziehen, desto klarer und fester präge sich der Sinn für eine Norm aus, desto entschiedener erfolge die Verwerfung eines außergewöhnlichen und deshalb als falsch erscheinenden Sprachgebrauches, ja ein solcher richte sich in jener Epoche der Stabilität selbst – als Anzeichen eines nicht zureichend gebildeten, noch dumpfen und nicht gesellschaftswilligen Geistes. Aber der außergewöhnliche Sprachgebrauch des dichterischen Genies – wie steht es um seine Beurteilung? Lassen wir diesen Einwand zunächst unbeantwortet. Ziehen wir vielmehr zuvor den noch ausstehenden Teil der Folgerung: in einer Epoche des raschen Sprachwandels – und eine solche kündigt sich bereits an – müßte sich nicht nur der Sinn für das jeweils Richtige abschwächen, sondern die Unterscheidung von richtig und falsch ließe sich schließlich angesichts des tatsächlichen oder, wie bisweilen gesagt wird, des lebendigen Sprachstandes gar nicht mehr, jedenfalls nicht mehr mit hinreichender Konsequenz, praktizieren.

Dieser Möglichkeit gegenüber stellt sich die Frage: Haben wir Heutigen dem Sprachgebrauch der Zeitgenossen mit derjenigen Toleranz gegenüberzustehen, die mit sprachgeschichtlicher Betrachtung notwendig verbunden ist? Soll die Grammatik, schließlich auch in der Schule, ihren normativen Charakter mehr und mehr zugunsten einer sozusagen „lebensnahen“ Grammatik aufgeben? Deren Kennzeichen läge darin, daß sie

ein heute noch offensichtliches Versagen gelten lasse, als da ist: Verwechslung beispielsweise von Deklinationsfällen wie des Nominativs „Herr“ mit dem Akkusativ, oder die uns heute noch als fehlerhaft erscheinende Gleichsetzung von Adverbiale und Konjunktion beispielsweise bei „trotzdem“ im Sinne von „obgleich“ und derlei mehr in schon überlanger Reihe. Dies alles, heute noch als Mißbrauch erscheinend, wäre also zu billigen, wenn es nur beharrlich genug geübt wird. Das Lebendige, von dem gewisse Pragmatiker gerne sprechen, wäre demnach nichts anderes als das Gängige. Wie weit liegt dieses aber entfernt von dem, was einst Herder unter „lebendig“ verstand. Er hat erstmals diesen Wertungsgesichtspunkt dem „richtig“ der normativen Grammatik mit auffälligem Enthusiasmus entgegengesetzt. Galt doch sein „lebendig“ dem Sprachgebrauch der jungen und wilden Völker oder dem der noch Unverbildeten und das bedeutete, genau gefaßt, der Analphabeten im eigenen Volk. Gewiß – die Sprachgeschichte liefert Argumente genug dafür, daß sich das früher einmal Falsche durchsetzte und schließlich als richtig galt. Daraus folgt aber für die Beurteilung des zeitgenössischen Sprachgebrauches deshalb nichts, weil wir ihn – zuverlässig – nicht geschichtlich sehen können und es auch gar nicht sollen. Wir dürfen es nicht, weil wir ja selbst in der Sprache dieser Zeit stehen, an ihr nicht nur Anteil, sondern für sie auch Verantwortung haben.

Das Bewußtsein von Sprachrichtigkeit entspringt eben nicht nur aus der Gewöhnung an einem überkommenen Sprachstand, und jenes Überkommene verdankt seine Prägung keineswegs nur dem Zufall. Denn zu jeder Zeit war jene Unterscheidung von richtig und falsch wirksam, so unablässig auch die Sprachentwicklung ihren Weg weiterging. In wachsender Klarheit, unter verschiedenen Gesichtspunkten bezog sich das Bewußtsein der Sprachrichtigkeit im Laufe der Jahrhunderte immer auf dasselbe Ziel: auf die in der Sprache steckenden Strukturen, auf ihren Bau, wie Humboldt sagte, und auf das Funktionieren der Sprache, das will sagen darauf, daß im Sprachgebrauch die Möglichkeiten der Sprache so wesensgerecht und so völlig wie möglich verwirklicht werden sollten. So wurde denn eh und je verschiedene Fähigkeit zu solcher Verwirklichung

unterschieden: vom mühsamen der leichte, vom stimmigen der vortreffliche Sprachgebrauch. An der Sprachgestalt der als gültig empfundenen Werke von Schriftstellern und Dichtern bildete sich der Sprachsinn aus, an ihr orientierte sich das Bewußtsein für Sprachrichtigkeit. Im besonderen, und das heißt im nahen Verhältnis der Dichter und Schriftsteller zur Sprache wirkt die Fühlsamkeit für die Strukturen einer Sprache, für das gerade ihr Mögliche. Die Leistung des Sprachschöpfers, also des genialen Dichters liegt darin, daß er bislang noch verborgene Möglichkeiten verwirklicht, während mißbräuchliche Neuerung gegebene Möglichkeiten der Sprache übersieht und verfehlt. –

Endlich: die historische Sprachbetrachtung trifft nicht nur auf eine Kraft, auf die der Veränderung, sondern noch auf eine andere, auf die des Beharrens. Nur der Widerstreit beider Kräfte schafft und erhält das Leben der Sprache, und wie jegliches Leben ruht es in einem beweglichen und immer bewegten Gleichgewicht. Dieses erscheint beständigen Beobachtern heute als bedroht, weil die eine, auf Veränderung gehende Komponente weniger Widerpart in einer beharrenden findet, als in früheren Epochen. Das liegt an den neuen Sachverhalten und Einrichtungen. In raschem Überblick wollen wir uns diese bewußt machen: Von ungleich mehr Menschen als jemals zuvor wird heute gelesen und geschrieben. Die seltenen Leser nehmen um so häufiger durch Rundfunk und Fernsehen am Reden und Schreiben der Zeit teil. Ferner: Die moderne Wirtschaft, die heutige Verwaltung verlangen von weit mehr Menschen, als dazu naturgemäß imstande sein können, das freie Diktat in das Stenogramm oder auf das Band. Weiter: Das Wachstum der Presse, der Rundfunk, das Fernsehen haben heute einen Bedarf an Geschriebenem und Gesprochenem, der wohl oder übel auch auf die für öffentliches Sprechen und Schreiben nicht gerade spezifisch Geeigneten zurückgreifen muß. Daß ich von dieser, übrigens ganz und gar unpolemischen Feststellung alle hier Anwesenden insgesamt ausnehme, sei eilends hinzugefügt. Endlich und letztens: niemand hat mehr Zeit, sich beim Schreiben und Lesen das Geforderte zu denken oder jedermann bildet sich ein, sie nicht mehr zu haben. In den letzten Jahren haben wir

außerdem oft gehört und hören immer noch vom Mißtrauen unserer Zeit oder doch vieler Zeitgenossen gegenüber dem Wort, vom Mißtrauen, das zur Suche nach neuen, genaueren Worten, ja nach einer neuen, zulänglicheren Sprache zwingt. Aber in den gleichen Schriftsätzen stößt der empfindlichere Leser auf ganz einfache, handfeste Sprachmißverständnisse – als da neuerdings ist die Verwendung von „makaber“ im Sinne von „gekünstelt“ oder „abwegig“ oder „mißlich“. Das Französische jedoch, aus dem das Wort stammt, verbindet es wie einst zur Zeit der Totentänze, so auch heute noch nur mit Tod, Leichen- und Verwesungsgruel. Die übertragene Bedeutung beschränkt sich nach den maßgeblichen Wörterbüchern auf „lugubre“ „unheil kündend“, „todverfallen“. Solche Beobachtungen, und man braucht sich dafür leider nicht auf die Lauer zu legen, mindern die Bereitschaft, an das behauptete Mißtrauen der Zeit gegen das Wort zu glauben. Augenfälliger bezeugt sich jedenfalls ihre Anfälligkeit gegen jedes apart erscheinende Wort, das, erstmals vernommen, alsbald nachgesprochen und nachgeschrieben wird bei jeder Gelegenheit, die sehr häufig jedoch leider die Ungelegenheit ist. Soviel, um neue Ursachen für eine neue Weise der Sprachveränderung in knapperer Andeutung sichtbar zu machen. Jedenfalls ist es an der Zeit, die Kraft des Beharrrens, die dem Sprachwandel nicht nur entgegen, sondern auch in ihn hineinwirkt, zu verstärken. Deshalb muß heute der Sprachrichtigkeit nachdrücklich das Wort geredet werden, und ich erbitte mir Ihr Verständnis dafür, daß ich es bei dieser festlichen Gelegenheit getan habe.